

Arménie Ville



Die Kathedrale von Etschmiadsin

VON GIORGIO BAVAJ

Sind Sie schon einmal in der Jerusalemer Auferstehungskirche - der Grabeskirche - gewesen? Den armenischen Bereich finden Sie sofort. In der Kirche von Mariens Grab verhält es sich nicht anders, diese Reihe kann man fortsetzen: Der Zusammenhang zwischen Architektur und Identität ist offensichtlich. Damit nähern wir uns einem Aspekt des vielschichtigen Buchs von Claudio Gobbi „Arménie Ville“. Das Buch umfasst 125 Außenansichten von armenischen Kirchen in Armenien, der Diaspora und dem historischen Siedlungsgebiet der Armenier. Die Fotos stammen von Claudio Gobbi und von ca. 30 weiteren Fotografen, deren Bilder Gobbi „verändert, schneidet, verbessert“, seinem formalen Anspruch anpasst. Die Autoren werden aufgelistet, aber ohne konkrete Zuordnung: „Die Idee ist, den ‚Zusammenklangklang‘ des Werks sichtbar zu machen“ (Fragapane). Eine gedankliche Kulisse für die Bühne, auf der sich die Bilder dem Leser – eher dem Betrachter – präsentieren, bilden vier Textteile auf Italienisch und Englisch.

Jeder, der sich etwas mit armenischer Architektur beschäftigt hat, weiß, wie leicht man sich in der vielfältigen Typologie und den damit verbundenen Verzweigungen verirren kann: Saalkirche, Basilika, Kuppelhalle, Monoconchos, Triconchos, ummantelt, nicht ummantelt usw. Der Fotokünstler Claudio Gobbi dagegen greift ein prägendes und für jedermann auf Anhieb erkennbares Architekturmerkmal heraus, das seit dem 7. Jh. bis heute Bestand hat: Es ist der Tambour und die sich darauf stützende Kuppel,

genauer gesagt das von außen sichtbare Kuppeldach. Eine intelligente und brillante Idee, denn damit hat er ein Ordnungsprinzip geschaffen, das ihm ermöglicht, Bilder von Kirchen aus verschiedenen Epochen und aus unterschiedlichen Ländern - es sind 25 -, zeit- und grenzüberschreitend, logisch aneinander zu reihen. Die von Gobbi gebildeten Kategorien leuchten ein: Runder Tambour, oktogonaler Tambour, Tambour mit Säulen usw. und schließlich das gefaltete Kuppeldach oder Schirmdach, das als auffällig prägendes Architekturkennzeichen zu Recht eine eigene Kategorie bildet. Während die Kunsthistoriker üblicherweise ein Gebäude vom Grundriss ausgehend nach oben hin aufbauen, geht Gobbi den umgekehrten Weg: Er lenkt unseren Blick auf die Gebäudedominante und hilft uns, die Außenform des Gebäudes ohne Umwege als Ganzes zu erfassen. Die Analogien innerhalb der Fotoserien werden damit deutlich sichtbar. In ihrem Beitrag „Atlas“ sieht Martina Corgnati das Resultat der Arbeit von Gobbi als „Katalog“ im Sinne von Warburg: „Eine ‚Atlas-Bibliothek bestehend [...] aus unterschiedlichen, aber zusammenhängend miteinander vergleichbaren Fotos“.



Die Michael und Gabriel-Kathedrale Bukarest
© Claudio Gobbi

Das Buch ist eine Hommage an die armenische sakrale Baukunst, dessen konstruktiv-formaler Kanon zeit- und grenzenlos zu sein scheint. Dem Betrachter präsentieren sich innerhalb der von Gobbi geschaffenen typologischen Einteilung interessante und eindrucksvolle Bildfolgen und Bildkombinationen. Ein Einzelbild schließt jede Fotoreihe ab, wie ein Punkt am Ende eines Kapitels oder wie ein Ausrufezeichen. Nur

das letzte Kapitel endet anders, scheint offen zu bleiben: Der Verfasser gibt uns einen Wink: „Generell möchte ich, dass nichts endet und in der Tat nichts zeigt sich als eine abgeschlossene Serie. Es gibt immer die Möglichkeit einen weiteren Bild-Einsatz anzufügen“ Die Einzelbilder sind hervorgehobene Fotos und wenn Gobbi von der Metasprache der Fotografie spricht, dann müssen wir bei der Betrachtung der Fotos spätestens an diesen Stellen inne halten, uns fragen: Wie wirkt das auf uns? Was will er uns sagen? Es ist auf jeden Fall eine Aufforderung nachzudenken, uns formal und inhaltlich intensiver mit den Fotoserien auseinanderzusetzen.

Ausgehend von den erwähnten Einzelbildern möchte ich mit einigen Überlegungen anknüpfen. Fotos von Kirchenruinen schließen zwei Serien ab: St. Grigor vom Kloster Jukhtak (Armenien) die Reihe „runder Tambour“ und die Erlöserkirche von Ani (Türkei) die Reihe „verzierter Tambour“. Beide Fotos stehen für den Verfall armenischer Kulturgüter in Armenien und in der Türkei, man kann sie als Mahnung, ja als Anklage verstehen. Eines unterscheidet aber beide Fotos: St. Grigor wird von Eisenträgern ringankerartig gestützt, eine Hoffnung auf Heilung? Dagegen scheint der übrig gebliebene, aus einer wüstenartigen Landschaft herausragende halbe Kirchenraum der Erlöserkirche nur noch darauf zu warten, dass Wind- und Wassererosion das Werk der Vernichtung vollenden.

Diese Landschaftswüste ist die früher glanzvolle, seit Jahrhunderten verlassene Stadt Ani, die unter den armenischen Bagratiden die Hauptstadt ihres Reichs war. In der Eingangstafel zur „City of Ani“ wird das Wort „armenisch“ akribisch vermieden. Welcher Tourist kann schon die mysteriösen Könige Aschot und Smbat einordnen? Hinzu kommt, dass es ein georgisches und ein armenisches Bagratidengeschlecht gibt. Auf der anderen Seite ist mehrfach ausdrücklich vom *seldschukischen* Sultan Alp Arslan die Rede. Aber nicht genug, auf besagter Tafel kann man noch lesen: „The Lion on the door represents Seljukid Sultan Alp Arslan (1066)“. In Wahrheit handelt es sich jedoch um das Wappen der armenischen Bagratiden, bei einer Instandsetzung der Mauer wurde zwar das Kreuz oberhalb des Wappens entfernt, der Kreuzsockel unterhalb des Wappens ist aber noch gut sichtbar. Nicht nur die Gebäude gehen unter, die Identität wird verschwiegen, auch die Erinnerung soll getilgt werden. Neben der Erlöserkirche zeigt Claudio Gobbi noch zahlreiche, weite-



Ani, Erlöserkirche, 11. Jh. © Claudio Gobbi

re Kirchenruinen aus Ani und den früheren armenischen Vilayets Van und Bitlis und der Region Kars. Giacomo Daniele Frapagane schreibt in seinem sehr interessanten und tiefgründigen Beitrag: „Auf meine Anmerkung zur politischen Seite seines Werks antwortet Gobbi, dass sich sein Interesse auf die armenische Architektur richtet als ‚Prototyp eines großen metaphorischen Potentials‘: ein Potenzial, das offensichtlich für den Autor über das Problem der Diaspora und des Genozids an dem armenischen Volk hinausgeht. In diesem Sinne wirkt die strukturelle Fessel, die eine Einordnung in irgendein [...] System ausschließt, auch auf einer politischen Ebene: als Metapher einer möglichen historischen, aber ‚offenen‘ Lesart, die [...] reduziert [ist] auf den kleinsten gemeinsamen Nenner einer architektonischen Präsenz, die *originär* und *beständig* in Zeit und Raum ist“. In der Fußnote zu diesem Text wird Benedetta Guerzoni genannt: Sie stellt fest, dass die staatliche Leugnung des Genozids ein ideologisches Hemmnis für die Erhaltung des armenischen Kulturerbes in der Türkei darstellt. Claudio Gobbi äußerte sich in einem Interview mit der *taz* am 9. April 2016 sehr dezidiert zu diesem Thema.¹ Warum wurde dann aber dieser Frage nicht mehr Raum zugestanden? Reicht eine Fußnote als Hintergrundinformation für den Leser? Die Folgen des Genozids sind für die armenische Architektur in der Türkei einschneidend, sie reichen von der aktiven Vernichtung, der totalen Vernachlässigung bis zur Gebäudeumnutzung z.B. als Moschee wie im Fall der Hl. Apostel-Kirche in Kars (S. 72), heute Kümbet Moschee.

1 <http://www.taz.de/!5290702/>

Das Foto der Kapelle der Hl. Mutter Gottes von Dsordsor platziert Gobbi ebenfalls an hervorgehobener Stelle. Wegen eines Dammbaus musste das Gebäude weichen, es wurde aber nicht vernichtet, sondern transloziert und restauriert. Nun gehört es dem Weltkulturerbe im Iran an. In der Islamischen Republik Iran stellt sich die Situation ganz anders dar als in der Türkei. Zwei armenische Klöster und zwei Kirchen wurden in das Weltkulturerbe der UNESCO aufgenommen.

Das Thema Verlust bzw. Gefährdung des Kulturerbes betrifft sicher in bestimmtem Umfang auch die Republik Armenien. Verschiedene Fotos zeigen den ruinösen Zustand von Kirchenbauten; ein halbes Dutzend wurden jedoch bereits vor Jahrzehnten instand gesetzt. Dazu gehören z.B. die Kirche von Amberd oder Kloster Gndewank. „Arménie Ville“ ist in erster Linie ein Kunstbuch, Fotos sind aber dennoch auch Zeitdokumente und können so ein verzerrtes Bild der Realität suggerieren. Im Index findet man eine Reihe von Bildinfor-



Dsordsor-Kirche © Claudio Gobbi

mationen, zusätzlich wäre eine Datierung der Bilder hilfreich gewesen. Denn trotz der zweifellos vorhandenen Defizite muss man anerkennen, dass in dem kleinen und nicht gerade reichen Land Armenien große Anstrengungen zur Erhaltung und Restaurierung des Kulturerbes unternommen wurden. Ein Blick in das 1981 erschienene Werk von B. Brentjes „Kunst des Mittelalters in Armenien“ zeigt uns beispielhaft, in welchem desolaten Zustand sich die Klöster von Tatew und Norawank sowie auch andere Kirchen befanden. Die Liste der restaurierten Kirchen und Klöster ist inzwischen lang. Dennoch ist eine Frage, die sich bei der Betrachtung der Bilderreihen ergibt, nicht

unberechtigt, warum werden neue Kirchen gebaut, während alte vernachlässigt werden? Genau diese Frage hatte vor Jahren der leider schon 2009 verstorbene Architekt Dr. Armen Haghazarian, 1996 Gründer von Research on Armenian Architecture (RAA), dem Katholikos gestellt, die Antwort dem Sinne nach: Wegen der geringen Mittel, die zur Verfügung stünden, sei es notwendig, diese zunächst dort einzusetzen, wo es die Seelsorge erfordere. Armen Haghazarian, der an der Restaurierung zahlreicher Objekte, zuletzt des Klosters Dadiwank, beteiligt war, berichtete übrigens auch, wie mühsam der Weg war, Restaurierungsmaßnahmen vorzubereiten und durchzuführen und in der Diaspora Spenden dafür aufzutreiben.

„Die Treue der Armenier zu ihrem Kirchenmodell ist aus Granit und ... einzigartig“ schreibt Martina Corgnati; dies belegt die serielle Arbeit von Claudio Gobbi nachhaltig. Dabei gibt es durchaus Unterschiede und durch landestypische Bautraditionen bedingte Einflüsse. Interessanterweise weicht die neue Kathedrale von Jerewan auffallend von der allgemeinen Typologie ab: Offensichtlich wurde der Kirchenraum nicht aus einem kreuzförmigen Grundriss, sondern aus der Gawit-Struktur entwickelt. Wie sieht aber überhaupt das Innere der gezeigten Bauten aus? Davon erfährt man zu wenig. Sophie Jung geht in ihrem fachkundigen Text „Die ewige Wiederkehr der zwei Kuppeln“ auf die Vorbilder für den armenischen Sakralbau in der Welt ein, dessen Grundstruktur eine globale Skizze von Martina Corgnati zeichnet.

Insgesamt ist *Arménie Ville* ein beeindruckendes Werk, das über die künstlerischen Aspekte hinaus inhaltlich vielschichtig ist und eine einmalige, prägende, zeitlose und Grenzen übertretende Kontinuität aufzeigt, die über die Tradition hinaus auch Symbol und Kraftquelle für das Fortbestehen der armenischen Identität ist.

Claudio Gobbi: *Arménie Ville*, Hatje Cantz Verlag 2016, 160 S., ISBN: 978-3-7757-4115-6, Preis: 45 EUR

Zur Person: Giorgio Bavaj studierte in Aachen Architektur. Als Stadtplaner gehörte die Gestaltung historischer Orts- und Stadtkerne sowie die Entwicklung des ländlichen Raums zu den Arbeitsschwerpunkten. 10 Jahre lang wirkte er im Kulturausschuss der Armenischen Diözese in Köln mit. Vom Februar 2013 bis Juni 2016 gehörte er als stellvertretender Vorsitzender der DAG an, wo er u.a. zwei Ausstellungen gestaltete.